H
1555

von Halder
N. 5109

Die ersten Mittel,

dem Christenthume bey den Katholiken

aufzuhelfen:

I. Aufhebung des geistlichen Cölibats,

und

II. Umänderung der lateinischen Liturgie in die Muttersprache.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Germanien 1806.

D'ailleurs, pour prêcher utilement l'évangile, il ne faut que du zèle, et Dieu donne le reste; mais pour étudier les hommes, il faut des talens, que Dieu ne s'engage à donner à personne, et qui ne sont pas toujours le partage des Saints.

Rousseau.

Niemand jammert mehr über den Verfall der katholischen Religion, als die finstern Eiferer derselben, und Niemand befördert ihn emsiger, als eben diese. Ihre unbeschreibliche Hartnäckigkeit in der Behauptung ihrer schiefen Ansichten ergreift noch immer jene Mittel, die gerade in unserm Zeitalter recht dazu geeignet sind, die Gemüther immer mehr zu erbittern. Unerbittliche Handhabung die Menschheit beleidigender Kirchengesetze und die Gewissen ängstigender Kirchengewalt bleibt ihnen das Einzige, wodurch der Glanz ihrer Kirche, wie sie sprechen, hergestellt werden könne, und sie schmeicheln sich bereits mit der Hoffnung, daß ein Messias aus Westen kommen werde, der durch den Machtspruch seiner Waffen ihre Absichten unterstützen würde. Nach den vielen Ereignissen der gegenwärtigen und vergangenen Zeiten

haben diese Geiseln der Menschheit noch nicht gelernt, daß sich die Religion durch keine äusserliche Macht erzwingen lasse. Doch es ist ihnen so eigentlich nicht um Religion, sondern um den äussern Staat und die Finanzen, womit sie ihre Religion und hiermit die Menschheit belastet haben, zu thun.

Die Bemerkung des Kornelius Scoper, Karls V. Sekretars, war gewiß richtig, da er 1530 auf dem Reichstag zu Augspurg sagte: Wenn die protestantischen Lehrer Geld hätten, so würden sie von den Italienern leicht eine Religion kaufen können, welche sie verlangten, allein da ihnen das Gold mangelt, so können sie nicht hoffen, daß die Ihrige je in der Welt glänzend werde. — Ob nun gleich die zuletzt angehängte Weissagung nicht eingetroffen ist, so ist es doch gewiß, daß der Verlust der Einkünfte und der geistlichen Herrschaft die mächtigsten Triebfedern waren, alles anzuwenden, den Protestantismus, und mit ihm jede vernünftige Reformation der Kirche im Keime zu ersticken. Das große Geräusch, welches mit dem Conzil von Trient gemacht wurde und noch gemacht wird, taugte nur

dazu, um uns gutmüthige katholische Deutsche zu betäuben und glauben zu machen, daß es mit der Verbesserung der Kirche in Haupt und Gliedern wirklich Ernst gewesen sey. Allein, was auch Gutes geschehen ist, war blos Mittel, die alte despotische Verfassung neuerdings zu gründen. Die Folge war, daß man gegen den Katholizismus immer mehr Abneigung bekam, und bey den angesehenen, gebildeten Ständen wurde es öfters zur Schande gerechnet, Katholik zu seyn, welches sich besonders zu unsern Zeiten immer häufiger ereignet. Was das Schlimmste ist, so verbreitet sich selbst unter unsern Religionslehrern immer mehr Abneigung gegen die Religion, welche sie verkünden und handhaben sollten, und der Mißmuth und die Unzufriedenheit, die ihnen ihr Stand verursacht, hat den schädlichsten Einfluß auf ihr Amt. Unser vortrefflicher Dalberg bietet zwar all seinen Kräften auf, dem katholischen Lehramt einen neuen wohlthätigen Schwung zu geben; allein so dankbar wir seine Anordnungen erkennen, so wird dadurch doch nichts anderes als eine Palliativkur bewirkt, die vieles Aufsehen macht, aber nichts weniger als das Uebel von Grund aus heilet.

Viele Tage und Nächte beschäfftigten mich schon mehrere Jahre über, dem kläglichen Zustande des Katholizismus nachzudenken, und ich hatte zugleich Gelegenheit genug, eigene und fremde Erfahrungen hierüber einzusammeln. Das Resultat hievon schrieb ich nieder, und theile es hier öffentlich mit. — Immer stellten sich mir die Aufhebung des geistlichen Cölibats und die Umänderung der lateinischen Liturgie in die Muttersprache als die ersten Mittel dar, dem Christenthume bey den Katholiken aufzuhelfen, und dieses werde ich nun so klar und deutlich, als mir möglich ist, jedem Unbefangenen anschaulich zu machen suchen. Ueber beyde Gegenstände ist zwar seit Jahrhunderten, und besonders jetzt, so viel geschrieben worden, daß einem daran eckeln möchte; allein es ist doch noch nicht genug geschehen, und man muß mit seinen Bemühungen fortfahren, bis die Wahrheit gesiegt hat und das Idol gestürzt ist. Dieses wird aber so lange nicht erfolgen, bis die bessern Grundsätze allgemein und jedem geläufig geworden sind.

Ich schreibe in der reinen Absicht, dem Christenthume, und hierdurch der Sittlichkeit der

Menschheit aufzuhelfen, und man wird mir deswegen nicht verübeln, wenn mein Eifer hier und da bitter werden sollte. Gewisse Thorheiten können nicht anders ausgerottet werden, ausser man begiesse sie mit einer scharfen Lauge des Spottes. Dieser ist oft das einzige Mittel, veraltete Irrthümer zu zerstören. Auch muß man mir es nicht verargen, wenn ich den Gegenstand so darstelle, wie er ist. Ich beklage nichts mehr, als den Zustand, in dem sich unsere Geistlichkeit befindet, und es empört mein Innerstes, wenn ich nur daran denke.

Die ganze Abhandlung zerfällt in zwey Hauptabschnitte, wovon der erste die Aufhebung des Cölibats, und der zweyte die Abschaffung der lateinischen Liturgie als die ersten Mittel, der katholischen Religion aufzuhelfen, darstellen wird.

I.

Aufhebung des Cölibats, erstes Mittel, der katholischen Religion aufzuhelfen.

Wenn man gründlich beweisen will, daß Etwas Mittel, und zwar erstes Mittel sey, einen gewissen Zweck zu erreichen, so muß man deutlich zeigen, daß dieser ohne jenes nicht erlangt werden kann. Hier ist Erhaltung des katholischen Christenthums der Zweck, und die Aufhebung des Cölibats das Mittel hierzu, wovon ich also darthun muß, daß jene ohne diese unmöglich sey.

1. Die Grundlehre des Christenthums ist: Sinnesänderung und tugendhafter Wandel. Alle Lehren des Heilandes, so wie die seiner Apostel, bezogen sich ganz allein auf Gottseligkeit und Frömmigkeit des Lebens. Seyd ganz gut, wie euer himmlischer Vater, ist die allgemeine Vorschrift, wornach jeder Christ sein Leben einrichten soll; Tugend bleibt auch ewig das Einzige, was die Menschheit beglückt. Wollte Gott, man wäre hierbey von jeher stehen geblieben, und hätte aus der Lehre der Gottseligkeit nicht ein Ge-

webe unfruchtbarer Mysterien und Spitzfindigkeiten gebildet! —

Tugendhafter Wandel wäre also der Zweck der christlichen Lehre, und der Cölibat der Geistlichen könnte nur in so ferne gut seyn, als er diesen befördert. Ich werde aber nun beweisen, daß dieser geistliche Cölibat ein mächtiges Hinderniß der Gottseligkeit sey und derselben schnurgerade entgegen strebe, folglich den Zweck des Christenthumes in verschiedener Hinsicht meistens vereitle.

a) Der Geistliche wird gezwungen, die ganze Zeit seines Lebens ehelos zuzubringen. Man sagt freylich, die Kirche zwinge Niemanden, sich dem geistlichen Stande zu widmen, sondern nehme nur Freywillige an. Allein, wer die Umstände erwäget, wie man zu diesem Stande kömmt, wird, wenn er redlich seyn will, gestehen müssen, daß es keinen größern Zwang gebe. Der Knabe, ohne die Härte und die Gefahren des geistlichen Standes zu kennen, bestimmt sich und läßt sich dazu bestimmen, weil er durch die baldige gute, mit Ansehen verbundene Versorgung

angelockt wird. Er setzt als Jüngling seine Studien fort, und steht auf einmal auf dem Punkt, seine Freyheit aufzuopfern. Dieß geschiehet insgemein im 22 oder 23 Jahre seines Alters, wo mancher Jüngling, besonders wenn er von der übrigen Welt ganz isolirt erzogen wurde, wie es selbst der Wunsch der Kirche ist, die Stärke des Geschlechtstriebes noch nicht ganz kennt, und wenn auch, so wird er doch von seiner gegenwärtigen Lage gedrungen, die Stimme seiner Natur zu unterdrücken. Denn eines Theils hat er bereits seine Aeltern viel gekostet, und würde sie in allen ihren Erwartungen betrügen, wenn er nun seine Gesinnungen änderte, und andern Theils hat er nichts gelernt, wodurch er sich auf eine andere Weise in der Welt ernähren könnte. Um also seine Aeltern nicht zu betrüben, oder gar ihre Verstossung abzuwenden, und um nicht genöthiget zu seyn, Soldat zu werden, oder sonst ein kümmerliches Leben zu führen, gehet er eine Verbindung ein, die er im Grunde seines Herzens verabscheuet. Die Kirche zwingt ihn nun freylich nicht unmittelbar, sich das Joch der Ehelosigkeit aufhalsen zu lassen, ja sie läßt ihn sogar bey der Ordination noch warnen, allein

dieß ist nur hierarchischer Kunstgriff, um die Schuld von sich zu wälzen. Mittelbar kömmt der Zwang doch von ihr her, indem sie wohl weiß, daß dem Jüngling in seiner Lage nichts übrig bleibt, als entweder den geistlichen Stand zu wählen, oder sich unglücklich zu machen.

Er tritt also den geistlichen Stand an, gezwungen oder ungezwungen, mehr oder weniger bekannt mit dem Geschlechtstrieb. Jetzt erst kömmt er eigentlich in die Gesellschaft der handelnden Welt, und muß mit dem weiblichen Geschlechte seinem Berufe gemäß häufigen Umgang pflegen. Er wird angestellt, bekommt ein Benefiz, oder eine Pfarre, und nun lebt er mit einer Weibsperson oft allein in seinem einsamen Hause. Wer da sagt, daß der Mann, oft bey dem bloßen Anblicke des Weibes, nichts fühle, der ist ein Narr, oder ein schändlicher Heuchler. Die Neigung beyder Geschlechter gegen einander ist in der Natur des Menschen gegründet, und der Schöpfer, dieses Allheilige Wesen, hat diesen Trieb in ihr Herz selbst gelegt. Es ist Dummheit, diese natürliche Liebe gegen einander Verbrechen zu nennen; sie wird es erst durch

Ausschweifung und Zügellosigkeit. Wer sich von dieser Neigung frey spricht, ist gewiß ein pharisäischer Frömmler.

Der redliche Hieronymus gestehet ohne Zurückhaltung von sich: „Ich nun, der ich mich „selbst aus Furcht vor der Hölle zu einem solchen „Gefängnisse (in der Wüste von Chalcis) ver„dammt hatte, der ich nur von Skorpionen und „wilden Thieren ein Gefährte war, befand mich „doch öfters in Gesellschaften von Mädchen. „Das Gesicht war vom häufigen Fasten blaß; „dennoch glühte der Geist von Begierden im kal„ten Körper; und vor dem in seinem Fleische „schon erstorbenen Menschen kochte noch das ein„zige Feuer der Lüste" *). — Wenn nun der abgehärmte Hieronymus von den Regungen der Liebe zum weiblichen Geschlechte nicht frey war, und durch sein Beyspiel zeigte, daß alle Züchtigungen des Körpers den Zunder derselben nicht auslöschen können, wer wird sich davon frey sprechen? — Und unsere Geistlichen, die mit und unter dem weiblichen Geschlechte leben müs-

*) *Hieron.* Epist. XXII. ad Eustochium p. 91. ed. Vallass.

sen, ist es nicht ganz natürlich, daß sie stündlich und augenblicklich zur Ausschweifung gereitzt werden? — Er lebt mit einer, eben nicht schönen Weibsperson in einem Hause, die aber in der Besorgung seines Hauswesens geschickt und redlich ist, die mit ihm aufrichtig umgeht, für ihn besorgt und oft fast die einzige Person ist, mit der er in seinem rohen Dorfe sich unterhalten kann, muß ein Mensch nicht einen sehr hohen Grad von Stärke erreicht haben, wenn er zuletzt den Lockungen der Natur nicht unterliegen soll? — Dabey genießt der Geistliche meistens eine nahrhafte Kost, und oft auch erhitzende Getränke, die seinen Körper gesund und kräftig erhalten, folglich die Lebenskraft erhöhen und häufigen Saamen absondern. Wer die Stärke der Wirkung eines gesunden Körpers kennt, der wird eingestehen, daß es oft dem Geistlichen fast physisch unmöglich wird, bey der immerwährenden Gelegenheit nicht auf Ausschweifungen zu gerathen. Kann er seinen Geschlechtstrieb im Hause nicht befriedigen, so findet er auswärts noch Gelegenheit genug dazu. Sein Amt selbst bringt ihn in verschiedene Lagen und Umstände, die er dazu benutzen kann, um mit Mädchen und Frauen in eine nähere Be-

kanntschaft zu kommen, und wenn der Begattungstrieb einmal einen höhern Grad erreicht hat, so halten ihn keine Rücksichten ab, seinen Lüsten die vollen Zügel schiessen zu lassen. Frauen sind besonders dazu geeignet, weil hier die begangenen Thaten um so verschwiegener bleiben.

Was ich hier aus der Beschaffenheit der menschlichen Natur folgerte, wird leider durch die Erfahrung aller Jahrhunderte, seitdem das unselige Cölibatgeboth entstand, bestättiget. Ich will die Schandthaten, welche dieses Geboth erzeugte, nicht neuerdings aufzählen. Jeder kann sie in den Briefen des h. Bonifaz an den Papst Zacharias, im Ratherius, Bischoff von Verona, im Petrus Damiani, in den Briefen des h. Bernards, und in andern bis auf unsere Zeiten herunter lesen. Und wer alle diese Erzählungen läugnen möchte, obschon die Geschichte sie mit unauslöschlichen Charakteren aufgezeichnet hat, der durchsehe nur die tausend Gesetze, welche die Conzilien, Päpste, Bischöffe, und die Kaiser gegen die schauererregenden Ausschweifungen der unenthaltsamen Geistlichen ge-

macht haben, und zuletzt wird er doch eingestehen müssen, daß das Cölibatgeboth die Geistlichen wirklich der täglichen Gefahr der Fornikation und anderer schändlichen Laster aussetze. Denn nichts beweiset uns den sittlichen Zustand der Menschen deutlicher, als die Gesetze gegen die Vergehungen, weil jene ohne diese nicht denkbar sind.

Die Erfahrung lehret uns auch, daß meistens kein Alter des Geistlichen ihn vor den Anfällen des Begattungstriebes schütze. Man kennt 60 und 70jährige Greise, die sich eben so heftig und unaufhaltsam in die Arme der Wollust werfen, als saftvolle Jünglinge. Die Erfahrung lehrt, daß der Mann, er möge auch noch so bigott fromm, noch so andächtig seyn wollen, von der Liebe doch besiegt werde. Die Erfahrung lehrt, daß keine Person und kein Ort so heilig sey, die den einmal aufgeregten Geschlechtstrieb zurückhalten könne. — Man betrachte nur die Thiere, die mit unserer physischen Natur in der nämlichen Lage sind, mit was für einer Heftigkeit und Wuth sie die Befriedigung ihrer Zeugungskräfte suchen, und man wird analogisch auf die Stärke der unsrigen schliessen, und erklär-

bar finden, warum der Mensch durch die nämlichen so gequält werde. Das Bischen Vernunft, die sie bey uns leiten sollte, ist bey den häufigen Gelegenheiten und Anlässen bald zum Schweigen gebracht, ja sie rechtfertiget selbst, indem sie das Cölibatgeboth grausam und gottlos nennt.

Offenbar ist es also, daß der Geistliche durch das kirchliche Cölibatgeboth der nahen Gefahr der Fornikation und anderer geilen Handlungen ausgesetzt wird, daß es ihn folglich nach und nach zum unmoralischen Menschen macht. Es ist hier die Rede nicht, was der Mensch dagegen thun könne und sollte, sondern blos, daß dieses Gesetz der allgemeine Anstoß der Sittlichkeit bey den Geistlichen werde. Es kann auch daraus nicht gefolgert werden, daß die unverheyratheten Laien sich im nämlichen Zustande befinden. Diese werden durch kein Geboth gebunden und können ihre Lage ändern, so bald sich eine schickliche Gelegenheit dazu zeigt. Diese Aussicht treibt einen ordentlichen Menschen im Laienstande vielmehr an, mit seinen Kräften hauszuhalten, um sich dadurch einen vergnügtern und gesündern Ehestand vorzubereiten. Für den Geistlichen ist

aber alle Hoffnung verloren, sich ordentlich mit einer Weibsperson zu verbinden, er hilft sich also so gut und so bald er kann, um die heftige Brunst in sich zu löschen.

Eben so befindet er sich nicht in der Lage derjenigen, welche die Natur zur Zeugung unfähig gemacht hat, oder die wegen ärmlicher Umstände die Schuldigkeiten des Ehestandes nicht erfüllen können. Hier entscheidet das Gesetz der Natur, dem man sich weit williger unterwirft, als der willkührlichen Stimme der Menschen, ja es spornt den Vernünftigen an, allen seinen Kräften aufzubieten, sich die gehörigen Eigenschaften zu erwerben, um einst im Ehestande glücklich versorgt zu werden. So kenne ich mehrere arme Mädchen, die sich deswegen eines besonders tugendhaften Wandels befleissen, und ihren Liedlohn genau zusammensparen, um einst einen Mann zu erhalten.

Auch der Soldat kann mit dem Geistlichen in diesem Falle nicht verglichen werden. Den Soldaten bindet kein ewiges Gesetz der Ehelosigkeit. Sobald seine Dienstzeit vorüber ist, kann er hey-

rathen, wen, wo, und wann er will. Noch als Soldaten wird ihm der Ehestand nicht versagt, sobald er das etatsmäßige Vermögen zur Unterhaltung seines Weibes und seiner Kinder beweisen kann. Der Geistliche allein hat keine Aussicht, jemals auf eine ordentliche Weise die Triebe seiner Natur zu stillen, und verfällt also leicht auf eine Schadloshaltung, die ihn zu einem ganz unmoralischen Menschen umschafft. Es ist unerklärbar, wie die Hierarchie, welche die Reinheit der Geistlichen so sehr affektirt, ein Gesetz bestehen lassen kann, wovon die ganze vernünftige Welt überzeugt ist, daß es der erste Stein des Anstosses für die Reinheit der Religionslehrer sey! Ist ihre Hartnäckigkeit in der Behauptung desselben nicht Schuld, daß man ihr die schlechtesten Absichten hierbey zur Last legt? — Die Gefahr, in die der Geistliche dadurch gesetzt wird, sollte alle andere Rücksichten aufheben. Freylich machen sich diese Herren mit keinen andern Grundsätzen bekannt, ausser den Normen und schiefen Mönchssprüchen des geistlichen Rechts, folglich kennen sie auch ausser denselben nichts Besseres und Heiligeres, wenn gleich die halbe Welt darüber spottet und lacht.

Nicht nur der Geistliche wird durch seine Natur getrieben, den Zweck des Christenthumes in sich zu zernichten, und ein heilloser Mensch zu werden, sondern er verführt noch viele, um die Absicht seiner Ausschweifungen zu befriedigen. Wie ansteckend ist dieses Benehmen für Tausende aus der christlichen Gemeinde! Wie viele Kümmernisse verursacht es in den Familien! — Man beobachte einmal unsere Kathedralstädte, oder andere Orte, wo viele unbeweibte Geistliche und Mönche wohnen! Welche Vorsicht müssen Hausväter anwenden, um ihre Töchter und Frauen vor diesen oft unter der Maske der Frömmigkeit sich einschleichenden Verführern zu verwahren! Es ist schrecklich, solche Dinge von einem Stande zu sehen und zu hören, der dazu bestimmt ist, die Menschen zur reinsten Tugend zu ermuntern!

Wären unsere Geistliche ordentlich verheyrathete Männer, so würde diese schreckliche Gefahr und die daraus entspringenden Uebel gänzlich verschwinden; sie genössen das rechtliche und einzig hinlängliche Mittel, die Triebe des thierischen Menschen zu stillen. Es ist Lehre der Vernunft

und des Apostels: Um den Sünden der Unreinigkeit vorzubeugen habe ein Jeder seine Frau, und jede Weibsperson ihren eigenen Mann, I Kor. 7, 2. — Glaubet doch nimmer, ihr Hierarchen, ihr Menschenpeiniger und Gewissenstyrannen, daß ihr dieses durch irgend ein Gesetz erhalten werdet! Drohet noch einmal so viel Strafen, Qualen, Tod und Hölle, ängstiget die Gewissen, um dieses Mordgesetz des Christenthums aufrecht zu erhalten; Heuchler, und vorsichtigere Sünder werdet ihr machen, aber eure Absicht nie erreichen! Die Natur läßt sich zwar auf einige Zeit Gewalt anthun und mißhandeln, aber um so schrecklicher wüthet sie, um die despotischen Schranken zu durchbrechen. Studiret die traurige Geschichte aller Jahrhunderte über diesen Gegenstand; studiret eure eigene Natur, aber ohne Vorurtheil, und ihr werdet zuletzt gewiß einsehen, wie gefahrvoll dieses Gesetz für eure Mitbrüder sey!

b) Dieses Gesetz ist nicht nur die Ursache, daß so viele Geistliche in die Netze der Geilheit verwickelt werden, sondern es ist zugleich die Folge weit schrecklicherer Verirrungen. Werden dem

unglücklichen Geistlichen die Spuren seines unrechtmäßigen Beyschlafes angezeigt, oder ihm selbst merkbar, so fühlt er sich auf einmal in einem unbeschreiblich fürchterlichen Zustande. Die Furcht vor dem Verlust seines Dienstes, wenn es bekannt wird, die Furcht vor dem Verlust seiner Ehre und seines Wirkungskreises betäubet ihn oft so sehr, daß er in seiner verzweiflungsvollen Lage alles Gefühl für Moralität verliert. Ach! Meineide, Vergiftungen, Veranstaltung eines Abortus, selbst gewaltthätige Ermordungen der Früchte seiner Liebe waren schon oft die unmenschlichen Laster, zu denen sich der ehelose Geistliche entschloß, und vor welchen sonst seine ganze Natur zurückbebte. Ich erinnere mich hier jenes Briefs, den ein Bischoff Ulrich zu Augspurg an den Pabst Nikolaus I. († 867) soll geschrieben haben. Wenn er gleich unächt seyn sollte, so sieht man doch daraus, was man schon damals *) von den schrecklichen Folgen des Cölibats der Geistlichkeit erzählte. Wer sich von der Möglichkeit sol-

*) Der Konstanzische Priester Berthold, zur Zeit Heinrichs IV, kannte diesen Brief, und führt ihn in dem Appendix der Chronik des Hermanni Contracti an.

cher schrecklichen Verirrungen einen Begriff machen will, der muß sich ganz in den Zustand eines solchen unglücklichen Geistlichen setzen, dann wird er vieles sehr begreiflich finden, wenn gleich nicht jeder einzelne Fall so beurkundet ist, wie es zu rechtlichen Beweisen erfordert wird. Sey es auch, daß nicht jeder die Prüfung der Wahrheit aushalte, so wird man doch gestehen müssen, daß dieses unmenschliche Geboth zur Begehung solcher unmenschlichen Handlungen fähig machen könne, und man wird in dem Innersten seines Herzens seufzen, wie sehr es möglich sey, daß schon mehrere solcher Frevelthaten, besonders bey der bisher bestandenen gänzlichen Immunität der geistlichen Häuser, in der Stille begangen worden seyen. — Man sage nicht, daß der Geistlichen eigene strafbare Ausschweifungen daran Schuld seyen; denn sie würden gewiß nie diese Ausschweifungen begangen haben, wenn das höllische Cölibatgeboth sie nicht gebunden hätte.

Wenden wir unsere Augen von den jammervollen Ereignissen, die das scheußliche Cölibatgeboth schon oft herbeyführte, weg, und sehen wir auf andere hin, die zwar nicht so schauder-

haft, aber doch nicht minder für das Christenthum zerstörend sind! Nach der allgemeinen Meinung ist für den Geistlichen nichts entehrender, als wenn er gegen eine Weibsperson eine Zuneigung blicken läßt, und die Augen der Menschen sind deßwegen beständig auf ihn gerichtet, ob er sich hierin nicht verdächtig mache. Der Geistliche ist indessen Mensch, wie andere Menschen, fühlt oft nur zu mächtig den Stachel des Fleisches, und unterliegt dem Reitz desselben. Es liegt ihm nun äusserst viel daran, daß die Menschen, die ihn umgeben, davon nichts merken. Er nimmt, und kann in seiner Lage zu nichts Zuflucht nehmen, als zur Verstellung. Er heuchelt also eine Frömmigkeit, die er nicht hat: entweder aus Dummheit, für seine begangene Schwachheiten auf eine leichtere Weise zu büssen, oder geradehin, um andere mit seiner Heiligkeit zu berücken. Wir haben oft beobachtet, daß Niemand seine Messe andächtiger verrichte, seine Tagzeiten und andere Gebethe eifriger im Angesichte der Menschen vollbringe, und die abergläubigsten, aber vor dem Volke geheiligten Gebräuche gewissenhafter beobachte, als eben solche Schwächlinge; ja sie lassen sich sogar diejenige Person beichten, mit

der sie in ganz andern Verhältnissen stehen, um ja allen Verdacht zu entfernen. Besonders bemerkten wir öfters, daß eben diese am heftigsten gegen die Uebertreter des sechsten Gebothes öffentlich losziehen, und die armen verunglückten Mädchen bis auf's Blut quälen, da sie sich indessen in der Stille die ehrlosesten Ausschweifungen mit Weibern und Mädchen erlauben. Dieser Geist der Heucheley und Verstellung hat sich so allgemein über den geistlichen Stand verbreitet, daß man die meisten aus demselben als schlechte Menschen ansieht, und das sub fide sacerdotali durch id est: sub nulla fide oft ungescheut erklärt.

Wär' es doch nicht wahr! Allein es haben es tausend Thatsachen erwiesen, daß gerade diejenigen, die man für die Frömmsten hielt, in Geheim die Schlimmsten waren. Giebt es nun wohl für das Christenthum, oder für Tugend und Rechtschaffenheit einen tödtlichern Zustand des Gemüthes, als jenen der Heucheley! — Wo einmal Heucheley das Herz des Menschen angesteckt hat, da verbreitet es sich nicht blos auf diesen oder jenen Gegenstand, sondern vergiftet alle seine Handlungen. Das heuchlerische Gemüth

will nur scheinen gut zu seyn, und kümmert sich wenig um redliche, innerliche Selbstveredlung, wodurch folglich der Geist des Christenthumes ganz zernichtet wird. Was stürzte aber den Geistlichen in diesen Abgrund des Verderbens, als das Cölibatgeboth? — Wäre er ein ordentlich beweibter Mann, so hätte er keinen Anlaß, sich je zu verstellen, indem er seine thierischen Triebe auf eine rechtliche Weise befriedigen könnte, ohne sich um die Folgen hievon zu kümmern.

So müssen wir es lediglich diesem unvernünftigen Gebothe zuschreiben, daß der Geistliche meistens noch auf andere Irrwege geräth, die ihn oft in den tiefesten Schlamm des Verderbens unvermerkt hineinführen. Man darf es als allgemeine Regel der menschlichen Natur annehmen, daß sie das, was man ihrem Bedürfnisse gewaltsam entzieht, durch andere Dinge zu ersetzen, und sich so schadlos zu halten sucht. Der kraftvolle Mann wird von seiner Natur getrieben, und so lange er gesund ist, stehet es nicht in seiner Macht, sich des immerwährenden Kampfes zu entschlagen; denn die Natur wirkt nach unveränderlichen Gesetzen. Auf eine rechtliche Weise

darf er seine Naturtriebe nicht befriedigen, und nur durch manchen sauern Kampf bringt er es endlich dahin, daß er den ehelichen und Vaterfreuden entsagt. Aber um seine viele müssige Stunden auszufüllen (denn studiren kann man doch nicht immer), und den Gram über den Verlust seiner Menschenrechte zu betäuben, spielt, trinkt, ißt, jagt, und schwärmt er von einer lustigen Parthie zur andern, oder er hängt sein Herz, statt an eine liebevolle Gattin und seine Kinder, an den Geldsack. Da zählt er nun, rechnet, rechnet wieder, überlegt, wie er da oder dort seine Einnahme vermehren und verbessern könne, wird Geitzhals, hart, argwöhnisch, und unerbittlich. Daher kömmt es, daß wir unter unsern Geistlichen so viele Pygmalions, Nimrods, bon vivants, Müssiggänger, und dergleichen antreffen. Freylich denkt sich nicht jeder den Ursprung seiner Verirrungen so deutlich, wie ich ihn hier angegeben habe; aber, Freunde, gehet in euer Innerstes zurück, und ihr werdet finden, wie wahr es sey, was ich sagte! Sicher wären unter euch nicht so viele Pflastertreter, müssige Taugenichts, Jäger, Spieler, Trinker und Geitzhälse, wenn ihr im Kreise einer Familie lebtet;

euer unnatürlicher Zustand verleitet euch nach und nach, daß ihr das alles werdet. Wie oft hört man unter euch die Sprache laut werden: Meine Frau und Kinder sind versorgt, für wen soll ich sparen? Da wär' ich ein Narr, wenn ich mir nicht wohl seyn liesse, und so werdet ihr wahre Schwelger! Daß auch verheyrathete Familienväter solcher Verirrungen sich schuldig machen, ist ganz richtig, aber diese sind unter gebildeten Ständen weit seltener, und gehören zu den ganz verdorbenen Menschen, wozu ich euch nicht rechne. Sodann geschehen bey diesen dergleichen Zerstreuungen mehr zur Erholung, da ihr indessen ein tägliches Geschäfft daraus machet, und unter immerwährenden Zerstreuungen euer ganzes Leben im eigentlichen Müssiggange zubringet. Saget selbst, was hat Christus-Religion an solchen ausschweifenden Menschen für Beförderer zu erwarten? Kann es mit dem christlichen Unterrichte und mit der Achtung für Rechtschaffenheit anders stehen, als es unter den Christen wirklich steht? — Werdet ihr etwas anderes, als den bloßen äusserlichen Mechanismus des katholischen Kultus besorgen, und den oft mit Widerwillen besorgen? — — —

c) Der bedeutendste Schaden, welchen das Cölibatgeboth dem Christenthume zufügt, ist der, daß es die Religionslehrer ganz muthlos macht. Es ist hier vorzüglich von den bessern Religionslehrern die Rede, welche durch ihre ausgezeichnete Kenntnisse und durch ihre innerliche Hochachtung für Rechtschaffenheit dem reinen Christenthume die größten Dienste erweisen könnten. Nicht von jenen, die sich wie Stiere an den Pflug hinspannen lassen, jede Beleidigung von ihren Leitern geduldig annehmen, ihre Menschenwürde nicht fühlen und den Pflug mechanisch fortziehen.

Indessen empfinden auch diese, und wie viel mehr jene, die zentnerschwere Last des Cölibats. Ihre erleuchtete Vernunft heißt sie über die besondere Verdienstlichkeit der Ehelosigkeit spotten und mit Verachtung auf Menschen hinsehen, deren Despotismus die unveräusserlichen Rechte der Menschheit zertrümmert und ihren Mitbrüdern ein Joch aufbürdet, das weder sie noch ihre Väter tragen konnten. Ihre tiefere Einsichten in die reine Christusreligion lehren sie, daß nur Recht thun und Gott fürchten der Inhalt der ganzen evangelischen Lehre sey, und die eheliche

Verbindung nicht nur zum Rechtthun gehöre und mit Rechtthun bestehen könne, sondern oft ohne diese moralisch unmöglich werde, weil Ehe das einzige rechtmässige Mittel sey, das der Schöpfer selbst verordnet hat, um den Sünden der Unreinigkeit vorzubeugen. — Der aufgeklärte Religionslehrer flucht der Mönchsgrille, daß man in dieser Sache mit der Gnade Gottes alles vermöge, als einer Versuchung Gottes, den man in einem Falle, wo man sich selbst Hülfe verschaffen könnte, herausfordere, seine Allmacht anzuwenden, um den ordentlichen Gang der Naturkräfte zu hemmen. — Er kennt keine Zeitumstände mehr, die es erforderten, der eigenen Rechtschaffenheit ein solches Opfer zu bringen. — Er sieht keine unübersteigliche Hindernisse für den Lehrstand in der ehelichen Verbindung, ausser für träge und gemächliche Hagenstolzen, vielmehr erblickt er in dem Eheverboth ganz deutlich die Herrschsucht und den mönchischen Aberwitz der Hierarchen, um so unumschränkter über Religionsdiener und die Gewissen der Laien zu befehlen, worüber sich der Kardinal Carpi schon 1561 (den 10 Dezember) in dem geheimen Consistorio zu Rom deutlich genug erkläret hat. — Er fühlt die Stärke der

Zeugungskräfte, aber als ein rechtlicher Mann muß er sie unterdrücken, und im immerwährenden Kampf gegen sie sein Leben zubringen. Sein Gewissen erkennt zwar die Unrechtmäßigkeit des Verboths, und würde sich ganz vor Gott rechtfertigen, wenn er in der Stille sein Herz mit einer edeln weiblichen Seele verbände, aber die überall durch ihre Spionen lauernden Hierarchen bereiten ihm ein kummervolles Leben zu, und sprühen Feuer und Flammen über ihn. Er muß also Verzicht thun, Verzicht thun auf alle eheliche Zärtlichkeit und väterliche Freuden, die der gute Vater der Menschen mehr als alle andere der Erde versüßet hat. Er kennt zwar die Bitterkeiten des ehelichen Standes, aber er weiß zugleich, daß man sich diese meistens durch einen unmoralischen Charakter selbst verursache, von dem sein Gemüth weit entfernt ist, so wie er, als ein geübter Erzieher, die gegründetste Hoffnung hat, seine Gattin davor zu bewahren, diejenigen Leiden hingegen, welche von dieser Erde und von jedem Stande mehr oder weniger unzertrennlich sind, wird er als ein guter Christ an der Seite seiner theilnehmenden Freundin um so heldenmüthiger und williger dulden. Er kennt

die übertriebenen Mönchsvorstellungen der Hierarchen von den Gefahren dieses Standes genau, und besser als diese Herren, die meistens nie in der Gesellschaft der Menschen gelebt haben, also am wenigsten die Menschen kennen, wie sie sind. — O diese Menschen sehen nur aus ihren engen Zellenfenstern, oder durch die bestäubten Brillen anderer misanthropischer oder durch Mysticismus irregeführter Menschen zu uns Weltleuten heraus, und finden überall, daß die Welt unverbesserlich im Argen liege. Nicht doch, ihr Herren, der Zustand der Menschen ist nicht so schrecklich verdorben, und wenn er es ist, so ist er es meistens durch euch geworden, indem ihr den Menschen willkührliche Bürden auflegtet, wogegen die pharisäischen Pflaumfedern sind. Das empört, macht schlecht und muthlos, selbst die moralischen Pflichten zu erfüllen.

Ueberdas stellt das unselige Cölibatgeboth den Religionslehrer in seiner Gemeinde ganz isolirt hin. Er hat in derselben keinen Freund, und kann sich auch keinen machen; Klugheit seines Amtes und andere Rücksichten verbieten es ihm meistens. Indessen ist er Mensch und bleibt

Mensch samt seiner angedichteten chimärischen Heiligkeit. Er kömmt also, wie andere Menschen, oft in traurige Umstände, er hat Beleidigungen zu übertragen, Unglücksfälle zu dulden, mit Feinden zu kämpfen. Da ist nun Niemand, in dessen Schoos er sein kummervolles Herz ausgiessen dürfte, Niemand, der ein Wort des Trostes auf sein verwundetes Gemüth fallen liesse — er muß sich in sich selbst verschliessen, und allein tragen. Wird er erst krank, und kömmt es mit ihm bald zum Sterben, ach! so trifft man gewiß keine trostlosere Lage an, als die eines katholischen Geistlichen, besonders auf dem Lande. Der Mensch muß ganz gefühllos geworden seyn, wenn er in diesem Augenblicke seinen verzweiflungsvollen Zustand nicht empfindet! Sind Verwandte um ihn, so lauern sie mit sichtbarer Freude auf den letzten Athemzug des Herrn Vetters, um sich in den Besitz seines Vermögens zu setzen. Die Dienste, welche man einem bey einer solchen Gemüthsstimmung erweiset, sind bekannt. Hat er eine fremde Person zu seiner Bedienung, so darf sie sich wohl in Acht nehmen, ihm in Gegenwart Anderer nicht zu nahe zu treten, um ihm die letzten Liebesdienste zu erzeigen,

wenn sie sich und ihren Herrn nicht im letzten Augenblicke um Ehre und guten Namen bringen will. Die Zärtlichkeit einer liebenden Gattin, oder eines von ihr hinterlassenen Kindes, sind ihm ganz versagt. — Nur Menschen, die die Menschlichkeit ganz ausgezogen haben, können durch Verordnungen ihren Mitmenschen zur Zeit der höchsten Noth in eine solche unbarmherzige Lage versetzen! Nur die rohe Mönchsheiligkeit der verflossenen Jahrhunderte mag so etwas entschuldigen, aber nie wird es das neunzehende Jahrhundert können!!!

Was für peinliche Sorgen verursachet dem Geistlichen seine ganze Lebenszeit durch nicht die kleinliche wirthschaftliche Aufsicht! — Ich rede hier wieder von solchen Seelsorgern, wie man sie sich wünscht, und wie sie seyn müssen, wenn sie ihrem Amte entsprechen sollen, von wissenschaftlichen Männern, die die ganze Zeit ihres Lebens auf ihren eigenen und anderer Unterricht anwenden. Wie qualvoll ist es für einen solchen Mann, mit seinen Augen Küche, Keller, Scheuer, Garten und Ställe immerwährend zu durchlaufen! überall angeben, alle Kreutzer und Pfennin-

ge der Ausgaben und Einnahmen bemerken! überall genaue Aufsicht über geringfügige Dinge, die ganz ausser der Sphäre seiner Bestimmung und eines Mannes liegen, halten! Und thut er es nicht, wo wird es mit seiner Wirthschaft hinkommen? — Die Religionslehrer können und dürfen nicht dem Hundert nach wie die Domherren und andere hohe Geistliche verschwenden, indem etliche Gulden für sie oft ein großer Verlust sind; auch können sie nicht so unbemerkt und ungestraft Schulden auf Schulden häufen, und die Gläubiger betrügen. Indessen geschieht es doch oft, meistens weil sie vom Hauswesen nichts verstehen, und entweder Leute haben, die eben so wenig davon verstehen, oder solche, die nur für sich selbst wirthschaften. Andere Geistliche, ihrem Charakter nach sogenannte Küchenschmutze und Hauspudel, finden freylich hierbey nichts Lästiges, ja die rohern derselben erhalten bey ihren häufigen Scheunen- Küche- und Stallvisitationen die erwünschte Gelegenheit, bey den Mägden zuzusprechen. Pfuy der Schande! Welche niederträchtige Handlungen! Aber muß dem wissenschaftlichen Manne sein Leben so nicht zur Last werden? Hätte er eine Frau, so könnte er diese kleinlichen

Hausgeschäfte ruhig ihr überlassen, als welche nur für eine Frau geeignet sind, und ungestört seinem Amte und seinen Studien obliegen.

Hat der Geistliche auch das Glück, eine redliche und geschickte Person zur Besorgung seines Hauswesens zu besitzen, so darf er sich wohl hüten, daß er nicht verdächtig gemacht werde, und dieselbe mit Schande und Spott von sich entlassen müsse. Denn es wird immer mit scheelen Augen angesehen, wenn ein katholischer Geistlicher mit seiner Haushälterin zufrieden ist und ihr auch nur einige Herrschaft in der Besorgung seiner Wirthschaft überläßt. Ueberhaupt ist dieß das am meisten Kränkende des schändlichen Cölibats. Im Allgemeinen genommen ist fast kein einziger Geistlicher, der hohe, wie der niedere, welcher nicht dem Verdachte unterworfen wäre, mit seiner Beschliesserin, Haushälterin, oder Köchin in vertraulichem Umgange zu leben. Er entspringt eines Theils daraus, weil alle Menschen die Stärke des Geschlechtstriebes kennen, folglich nicht begreifen, wie es möglich sey, daß ein gesunder Mann bey meistens guter Kost, gutem Trunk und wenig Arbeit in der täglichen und nächtli-

chen Gesellschaft eines Mädchens sich unbefleckt erhalten könne. Andern Theils weiß man nur zu viele Beyspiele, wie viele Geistliche, hohe und niedere, ihre Schwachheit der Welt offenbarten, von welchen man folglich auf alle schließt. Jeder also, welcher in das Haus eines Geistlichen kömmt, blickt fast immer zuerst auf die Haushälterin hin, giebt genau Acht, wie die Augen derselben denen ihres Herrn begegnen, läßt keine Aeusserung derselben unbemerkt, und findet meistens Merkmale genug von dem, was er vermuthet hat. Größere Schurken in diesem Stücke gab es wohl nicht, als die Bettelmönche, deren Hauptabsicht es meistens war, die Geheimnisse des geistlichen Hauses, wo man sie doch gewöhnlich sehr wohl aufnahm und fütterte, auszuspähen. Wenn man auch nicht die mindeste Gelegenheit zu solch' einer Vermuthung giebt, so hört man doch bey jeder Veranlassung die Schimpfwörter Hurenpfaff und Pfaffenhure gewöhnlich. Wär' ich ein ehrliches Mädchen, so würde ich die Tage meines Lebens nie in die Dienste eines Geistlichen gehen; denn mit dem Eintritt in dasselbe wird ihre öffentliche Ehre gekränkt, und sie heißt eine Pfaffenhure. Es giebt sogar ein Lied,

welches auf unsern Tanzböden öffentlich als eine Tanzmelodie vorgesungen wird: Mädchen, wenn du dienen mußt, so diene nur den Pfaffen; kannst den Lohn im Bett verdienen, und darfst nicht viel schaffen. Ich schäme mich, solche Dinge herzuerzählen; allein es ist nothwendig, es öffentlich zu sagen, um den kläglichen Zustand der katholischen Klerisey in Rücksicht des Cölibatgebothes genau kennen zu lernen, besonders da die Hierarchen ihn nicht kennen, noch kennen wollen, obschon sie am meisten dem Spotte der Menschen ausgesetzt sind. Man mische sich in Kathedralstädten nur unter höhere oder niedere Gesellschaften, und bald wird man genug entehrende Schilderungen vom Bischoffe, von seinen Domherren und Consistorialen hören. Ich könnte hierüber ein ganz neues Beyspiel von einem großen Geistlichen unsers Vaterlandes erzählen, das mich im Innersten meines Herzens empörte, allein sein Name und Charakter sind mir zu ehrwürdig, als daß ich die infame Beleidigung nur mit einer Sylbe berühren möchte. Es ist sehr betrübt, daß diese Herren auf ihre eigene Schande bisher nicht aufmerksamer waren, denn dieses hätte vielleicht weit schleuniger dem inhumanen

Gebothe den Tod verursachen können. Aber man sagt, die Herren sehen immer nur auf das Land hinaus, um anderer Fehler und Gebrechen auszuspähen, und darüber vergessen sie, was kein Mensch thun sollte: c'est partout comme chés nous.

Wenn nun der Geistliche, besonders der rechtschaffene, unbescholtene Mann diese seine Lage überdenkt, müßte er nicht von Stein und Holz seyn, wenn er nicht im Innersten seiner Seele es empfände, wie unglücklich er sey? Giebt es eine größere Beleidigung, als dem Menschen Ehre und guten Namen rauben, oder ihn nur verdächtig machen? — Hat er so unrecht, wenn er auf das gottlose Cölibatgesetz und dessen Urheber flucht? wenn er dem Augenblicke flucht, in welchem er sich einem Stande widmete, der ihn mit täglichem Schimpfe belegt? — Sollen wir uns wundern, wenn unsere bessern Geistlichen ganz muthlos, träge und verdrüßlich werden, ihr Amt auszuüben? —

Ueberschauen wir nun das Ganze, was bisher gesagt wurde, so glaube ich, daß es nicht Einen Leser, wenn er unpartheyisch gelesen und

nachgedacht hat, geben werde, der nicht einsähe, wie wahr es sey, wenn ich behaupte, daß die Aufhebung des Cölibats das erste Mittel sey, dem Christenthume bey den Katholiken aufzuhelfen. Denn dieses Gesetz untergräbt das Wesen des Christenthums selbst, es untergräbt die eigene Tugend des Priesters, indem es ihn der täglichen Gefahr der Fornikation aussetzt, ihn zu verschiedenen andern Lastern verleitet, und ihn ganz muthlos macht, da es ihn der heiligsten Menschenrechte unter beständigem Kämpfen beraubt, ihn in eine trostlose und unruhige Lage versetzt, und ihn zum Gegenstande der fortdauernden Verläumdung macht.

Man sage mir doch, was das Christenthum von so hart gekränkten Lehrern erwarten könne? Man sage mir, was die Lehren aus dem Munde eines Mannes für einen Eindruck auf den Zuhörer, besonders auf den Lasterhaften, machen, eines Mannes, der unausweichlicher Verläumdung unterworfen ist? — Man beantworte mir dieß besonders von den Landpfarrern, die ganz isolirt den Augen von tausend Beobachtern ausgesetzt sind, und man gestehe es redlich, ob allen diesen

Hindernissen des thätigen Christenthums nicht zuerst durch die Wegschaffung des thörichten Cölibats abgeholfen werde? — Nur mit dem Aufhören desselben wird die Gefahr eigener Unkeuschheit, die Verführung zu verschiedenen andern Lastern, und die Muthlosigkeit der Religionslehrer entfernt; nur mit dem Fall desselben kann der Religionslehrer ganz tadellos werden, mit ungestörter Kraft seinem Amte vorstehen, und mit unverdächtigem Eifer reine Sittlichkeit des Volks bewirken.

2. Bey weiterm Nachdenken über das Cölibatgeboth fand ich noch eine Seite, von welcher betrachtet es auch in bloser Hinsicht des Volks höchst verderblich ist, weil es unmittelbar die reine Moralität desselben verwirrt und untergräbt, welches mir ein neuer Grund ist, die gänzliche Ausrottung desselben als das erste Mittel, das Christenthum zu befördern, anzusehen. Um dieses einleuchtend zu beweisen, muß ich freylich einen harten Kampf bestehen, indem ich eine uralte Kirchenmeinung angreifen muß, die vor der erleuchteten Vernunft unsers Zeitalters nicht mehr bestehen kann.

Schon bey Juden und Heiden hatte sich die alberne Meinung verbreitet, daß der ehelose Stand der Gottheit wohlgefälliger und der eheliche unrein sey, indem man von dem weiblichen Geschlechte weiß nicht was für schändliche Dinge behauptete, und von ihm sehr verächtlich sprach. So liessen sich die Hierophanten zu Athen vermittelst der Cicuta evnuchiren, und mit der Erwählung zum Pontifikate hörten sie auf, Männer zu seyn, wie Hieronymus (L. 2. contra Jovin.) erzählt. Die Priester der Mutter der Götter nahmen sich gleichfalls die Zeugungskraft, damit sie ihren Religionsdienst keusch besorgen möchten. Die Vestalinnen zu Rom und Delphos sind bekannt, so wie die Assyrischen Priester der Diana, und die alten Aegyptischen, die sich ebenfalls von den Weibern enthielten. Es galt also schon von den Götzenpfaffen

— — Absistat ab aris,
cui tulit hesterna gaudia nocte venus,

weil man hierbey eine Unreinigkeit träumte.

Von den Essäern berichtet uns Philo, daß die Verachtung des Ehestandes ein Hauptgesetz ihres Instituts gewesen sey, welches die

Pharisäer und Schriftgelehrten, da es den Essäern bey dem Volke einen großen Ruhm verschaffte, durch eine freywillige Enthaltung von 4 bis 10 Jahren nachzuahmen suchten, und diese Enthaltung durch besondere Säume an ihren Kleidern öffentlich zeigten.

Die ersten Christen waren entweder Juden oder Heiden, und so war es ganz natürlich, daß sie die besondere Achtung gegen den ehelosen Stand mit in das Christenthum brachten. So viel wurde aber indessen doch gewonnen, daß man die Ehe nicht für etwas Böses ansehen, noch sich selbst zu derselben gewaltthätig untüchtig machen durfte. Allein die besondere Hochachtung gegen den ehelosen Stand war so tief eingewurzelt, daß er doch für verdienstlicher und besser erklärt wurde, besonders da man in der Schrift deutliche Beweise anzutreffen glaubte, die die vorgefaßte Meinung zu bestättigen schienen; denn was kann man in der Schrift nicht alles finden, wenn man es finden will, besonders da man noch keine festgesetzte Regeln der Auslegungskunde kannte, und es meistens an allen wissenschaftlichen Hülfsmitteln mangelte, ein sol-

ches Buch zu erklären, das aus einem Lande kam, dessen Einwohner in Sprache, Sitten und Gewohnheiten von uns himmelweit entfernt waren. Wir haben noch mehrere solcher Meinungen, Gebräuche und Beobachtungen, die von dem Juden= oder Heidenthume in das Christenthum übergetragen wurden, und die man blos modifizirte und durch eine religiöse Wendung heiligte. — Wir haben keine solche Vorsichten mehr nöthig, sondern vielmehr die Pflicht, Vorurtheile der vergangenen Zeiten wegzuräumen, vorzüglich wenn sie die reine Moralität des Christenthums verwirren, oder gar verderben.

Der Zweck des männlichen Körpers, wohlgemerkt, den der Schöpfer ihm vorgesteckt hat, ist die Zeugung, die Reproduzirung anderer ihm gleichen Wesen, und der Zweck des weiblichen, dieselben so lange in seinem Schoose zu ernähren, bis sie in ihm die erforderliche Ausbildung erhalten haben, um in unserer Gesellschaft zu erscheinen und fortleben zu können. Das Mittel, diesen hohen Zweck zu erreichen, ist der Beyschlaf beyder Geschlechter, wozu der nämliche Schöpfer ihnen die Werkzeuge, und die Kräfte,

sie gehörig anzuwenden, ertheilet hat. Wie nun dieser Zweck heilig, ja in einem gewissen Verstande göttlich ist, so muß es auch das Mittel seyn, ohne welches er nicht erreicht werden kann. Nur der also kann es wagen, die eheliche Verbindung als etwas Unvollkommneres, als das ehelose Leben, anzupreisen, welcher noch ganz unrichtige jüdische Begriffe von der Sache hat, über die er abspricht. Was Gott thut, das muß im Zweck und in den Mitteln heilig seyn. Der Mißbrauch der Menschen verhunzet freylich oft die besten Absichten Gottes, aber das thut der Christ nicht, und soll es nicht thun. Anstatt also, daß man dem Christen das ehelose Leben als vollkommener geschildert, oder gar gewissen Kasten von Menschen aufgebürdet hätte, sollte man ihn vielmehr zur ehelichen Verbindung aufgemuntert, mit der großen Wichtigkeit derselben bekannt gemacht, und vor allem Mäßigkeit, als vernünftigen Wesen, anempfohlen haben. Wenn es besser gewesen wäre, ehelos zu leben, so hätte der Schöpfer weder den Geschlechtern die korrespondirenden Zeugungsglieder gegeben, noch weniger einen solchen mächtigen, mit der heftigsten Lust verbundenen Trieb in ihr Fleisch gelegt.

Alles, was der Schöpfer dem Menschen ertheilte, gab er ihm zum Gebrauch, den Verstand zum Denken, die Hände zum Arbeiten, die Füsse zum Gehen, folglich die Zeugungswerkzeuge zum Zeugen. Der ehelose Stand ist also vielmehr zweckwidrig, weil er den Anordnungen des Schöpfers in der Natur des Menschen entgegenstehet. Gott spricht durch den Instinkt und die Einrichtung unsers Körpers eben so deutlich, ja noch deutlicher, als durch etwas anderes, was seine Absicht und sein Willen sey, daß geschehen soll, diesem widerspricht nun die Ehelosigkeit unmittelbar. — Daraus folgt nun aber keineswegs, daß alle Menschen heyrathen müssen. In der gesellschaftlichen Verbindung der Menschen stossen manche Hindernisse auf, die dieß entweder unmöglich oder wegen natürlicher Ursachen unerlaubt machen. Es giebt viele kränkliche Menschen, die, so lange sie leben, einen siechen Körper mit sich herumtragen, denen also die Vernunft die eheliche Verbindung untersagt, um sich selbst zu erhalten. Es giebt Menschen, welche die Natur zur Zeugung unfähig gemacht hat. Es giebt Menschen, die sich in solchen unvermögenden Umständen befinden, daß sie nicht einmal sich, also viel weni-

ger Weib und Kinder ernähren könnten. Es giebt Wahnsinnige, im Gehirn verrückte Leute, die also ebenfalls ganz untauglich hierzu sind. Wie es physische Ursachen giebt, die die Ehe ganz vernünftig verbieten und oft unmöglich machen, so können es auch rein moralische seyn, die dieselbe untersagen. So oft nämlich das Sittengesetz ausspricht: Du sollst nicht, so tritt der Fall ein, von dem Christus sagt: daß einige, um des göttlichen Reiches willen, keinen Gebrauch von ihrer Mannheit machen. Matth. 19. Aber eben diese Worte Christi verführten die Lehrer des Christenthumes, solche Lehrsätze hierüber aufzustellen, welche die reine Moralität verwirrten und verderbten.

Man hieß immerwährendes Psalliren, Schriftlesen und Betrachten, Absonderung von der Welt, Fasten, und Kasteyen des Körpers Gottesdienst und den höhern Stand der Vollkommenheit, mit dem sich nun freylich das eheliche Leben und die Pflichten desselben nicht vereinbaren liessen. Man legte sich hierbey selbsterdachte Pflichten auf, und versäumte und verachtete die, zu welchen uns die Natur bestimmte.

Ueberhaupt sah diese schwärmerische Theologie körperliche Peinigungen, wovon die Ehelosigkeit gewiß die erste war, als das sicherste Mittel an: für seine Sünden zu büßen und Gott mit den Menschen auszusöhnen, wobey noch der Begriff von der Unreinigkeit der Ehe mitwirkte, die mit dem reinsten, heiligen Gott nicht bestehen könne. Da man aber doch fühlte, daß des Menschen Natur zu einer Verbindung unwiderstehlich sich hinneige, so glaubte man diesen Hang durch eine phantastische Verbindung zu ersetzen, und gab den armen Mädchen den Herrn Jesus zum Bräutigam, so wie man die Priester und Bischöffe mit ihren Kirchen vermählte. Es erhitzte die Einbildungskraft der unschuldigen Mädchen nicht wenig, daß man sie die keuschen Bräute Jesu titulirte.

Laßt uns nun untersuchen, welche unrichtige, höchst verderbliche Begriffe hier angenommen wurden!

Gott ist seinem Wesen nach ein höchst vollkommener, heiliger Geist, so beschreibt ihn uns die Offenbarung und Vernunft. Als ein höchst heiliger Geist hat er, und kann nur am Recht-

thun Wohlgefallen haben. Ist nun Psalliren, Abtödten, einsam und ehelos leben das Rechtthun? — Du nennest doch selbst nur Rechtthun, wenn du das thust, was deine Pflicht ist? Du hast aber keine Pflichten als gegen dich und deinen Nächsten. Oder hast du auch Pflichten gegen Gott? — Nun, die werden sich darauf beziehen, daß du seinen Willen, das personifizirte höchste Sittengesetz, befolgest, welches wieder nichts anderes, als die Erfüllung deiner Pflichten gegen dich und den Nächsten fordert. Psalliren, Abtödten, ehelos leben könnten also höchstens Mittel seyn, deine Pflichten emsiger zu befolgen. Du machst aber die Uebung der Mittel zur fast einzigen Beschäfftigung deines Lebens, und setzest einen unmittelbaren Wehrt, ja die höchste Vollkommenheit darein, da sie doch nur dann erst einen Wehrt erhalten, wenn sie dich zur Tugend ermuntern und besser machen. Wie kann insbesondere die Ehelosigkeit zur Tugend ermuntern, da der sich nie verläugnende Geschlechtstrieb dich beständig zu pflichtwidrigen Handlungen reitzet? Wie kann der ehelose Stand Gott wohlgefälliger seyn, als der eheliche, da er dich deiner Natur gemäß stündlich in die Gefahr des

Schlechthandelns setzt? Solltest du nicht vielmehr dem höchsten Sittengesetze gemäß die Gefahr fliehen? — Wie kann die Ehelosigkeit an und für sich selbst dem höchsten Geiste wehrter seyn, besonders da er den Menschen nicht zur Ehelosigkeit, sondern zur Ehe gebildet hat? —

Ferner: Gott ist der reinste Geist. Will dieß hier etwas anderes sagen, als Gott ist der heiligste Geist, der nur am Rechtthun Wohlgefallen findet? Ehelosigkeit würde folglich allein dann vor Gott wohlgefälliger erscheinen, wenn die Ehe etwas Sündliches an sich hätte, und blos dieses Sündliche würde sie unrein machen. Nun, wie kann die Ehe etwas Sündliches an sich haben, folglich unrein seyn, da sie der Allheilige selbst durch die Erschaffung zweyerley Geschlechter und zwar zur Fortpflanzung einsetzte? — Das behauptete man nun freylich nicht, im Gegentheil wurde die Heiligkeit des Ehestandes als Hauptlehre gegen einige Irrlehrer aufgestellt. Indessen verbreitete sich doch eine allgemeine Abneigung gegen denselben wegen einer hierbey vorkommenden körperlichen Unreinigkeit, besonders des Weibes, die für die Heiligkeit des Priesters

doch unanständig wäre, welches der französische Religionsminister Portalis *), im Angesichte der ganzen vernünftigen Welt, sich nicht schämte, heut zu Tage noch öffentlich zu behaupten; doch was Wunder, man konnte ja ehemals auf einer berühmten Synode zu Macon im J. 581 darüber streiten, ob das Weib ein Mensch sey ! ! ! **) Sind nun obige Vorstellungen nicht die leibhafte jüdisch-pharisäische Lehre von der Unreinigkeit ihrer Becher? Was ist denn an dem Beyschlafe unrein? — Die Vereinigung der Geschlechter? Die wohlthätige Ausleerung der Saamengefässe? O die heiligen Mückensäuger! Wenn diese erhabene Handlung der fortwirkenden Allmacht Gottes unrein seyn soll, was sind dann die andern dem Menschen nothwendigen Ausleerungen, die wirklich mit großer Unannehmlichkeit des Geruchs verbunden sind? — Warum verbietet ihr euren Priestern diese nicht? — Fordert ihre geträumte Heilig-

---

*) Ein scharfsinniger katholischer Geistlicher in Schwaben hat die, freylich ohnehin schwachen Gründe des Herrn Religionsministers in ihrer ganzen Blöße in folgender Schrift dargestellt: Der neue Cölibatsapostel in Frankreich. 8. 1802. 64 Seiten.

**) Oder doch dekretiren, daß das Weib ein Mensch sey!

keit nicht auch, diese garstigen Handlungen zu untersagen?

Saget mir ferner, ihr Heuchler, was ist denn Unreinliches am Weibe, das ihr von jeher so verabscheutet, und deren Umgang den Priester so besudeln soll? Ist ihr Körper nicht von unserm Fleisch und Bein gebildet? — Ist es etwa ihre monatliche Reinigung? — So, diese höchst wohlthätige Einrichtung der Natur erregt euch Grauen? — Sind es die Schwächlichkeiten, die sie sich durch mehrere, oft unglückliche Geburten zuziehen? — O ihr Ungeheuer! das, was eure Hochachtung gegen sie vermehren sollte, das rechnet ihr ihnen als Schimpf an. — Sey es aber auch, was sollen körperliche Unreinigkeiten, die vom Menschen unzertrennlich sind, auf den höchsten Geist, in dessen Erschaffungsplan sie selbst lagen, für einen widrigen Eindruck machen? Muß er nicht selbst als Schöpfer es vielmehr wohlgefällig ansehen, wenn alles nach den von ihm vorgezeichneten Naturgesetzen sich ereignet? Muß er im Gegentheil nicht auf jene Menschen mit höchstem Mißfallen hinblicken, die den ordentlichen Weg der Natur vorsetzlich hemmen und

Naseweise einen andern gewaltthätig vorzeichnen? — Wenn diese sogenannten Unreinlichkeiten Gott mißfallen könnten, so müssen die schmutzigen, mit Ungeziefer oft reichlich begabten Mönche und andere garstige Pfaffen unfehlbar der Gegenstand seines unausbleiblichen Hasses seyn.

Aber der ehelose Stand ist doch ein vorzügliches Mittel, Rechtschaffenheit und Tugend auszuüben und sich dabey zu erhalten? — Wenn er dieß seyn soll, so muß er entweder dem Menschen seine Pflichten recht lebhaft vergegenwärtigen, und ihn ganz besonders zur Tugend ermuntern, oder der Gefahren, ein unmoralischer Mensch zu werden, müssen weit weniger seyn, und man muß in demselben also weit tugendhafter leben können. Was das erste betrifft, so spricht die Sache von sich selbst, daß der ehelose Stand kein Erbauungsmittel zur Tugend seyn könne. Das zweyte wurde durch die mißverstandene Lehre des h. Paulus I Kor. 7. bisher mit Hartnäckigkeit behauptet, indem man gewisse Aeusserungen von ihm aus dem Zusammenhange herausriß, und für seine Meinung anwandte. Z. B. Der Unverheyrathete sorgt mehr für den Dienst des

Herrn, wie er ihn dem Herrn wohlgefällig mache; der Verheyrathete muß sich mehr den Angelegenheiten dieses Lebens widmen, und für sein Weib leben. Eben so verschieden sind die Sorgen des Weibes und der Jungfrau. Die Jungfrau kann sich mehr dem Dienste des Herrn widmen, und Leib und Seele frommen Beschäfftigungen heiligen. Das Weib hingegen muß sich mehr den häuslichen Geschäfften widmen, und für ihren Mann leben. So wie man diese Worte lieset, möchte man freylich glauben, die Sache verhielte sich wirklich so, daß man unverheyrathet weit frömmer leben könne, als verheyrathet. Allein man vergaß 1) daß Paulus nur für die damaligen gefährlichen Zeiten diese Vorschriften gab: 29. V. Denn das sage ich euch, Brüder, drangvolle Zeiten stehen bevor. Wer ein Weib hat, für den wird es seyn, als hätte er keines, u. s. w. Die Zeit der Verfolgung der Christen war nämlich damals nah, so wie die Zerstörung des jüdischen Staats, und da wurde es den Christen äusserst schwer, mit Weib und Kindern zu fliehen und sie zu unterhalten, ja sie konnten ihn gar zum Abfall verleiten, oder, wenn er in der Verfolgung umkam, mußte er

seine Familie in den bedauerungswürdigsten Umständen zurücklassen. Bey diesen Zeitumständen war es also besser, unverheyrathet zu bleiben. Jetzt leben wir in keinen solchen Zeitumständen mehr, folglich ist Paulus Rath auch nicht mehr anwendbar, besonders da er ungeachtet aller damaligen Schwierigkeiten sagte, daß es doch besser sey, heyrathen, als Brunst leiden. 9 Vers.

2) Vergaß man, daß dieß blos ein Rath des h. Paulus für die damaligen Zeiten war, den man nie befugt ist, zu einem Gebothe zu erheben, wie er sich dagegen ausdrücklich verwahrte: 25. V. In Ansehung der Jungfrauen habe ich keine Verordnung des Herrn. Einen guten Rath aber gebe ich. Und 35. V. Das sage ich zu eurem Besten, also nicht euch zu verstricken.

3) Da Paulus selbst sagt, daß dieß blos sein Rath sey, und er darüber keine Verordnung des Herrn empfangen habe, daß es folglich keine Lehre Jesu sey, dürfte man nicht vermuthen, daß ihm bey dieser Gelegenheit hier und da harte und unbestimmte Ausdrücke entfallen wären, die sich etwa noch auf seine jüdischen Ansichten der

Sache gründeten? — Wir legen den Aposteln nur dann unbedingte Wahrheit bey, wenn sie die Lehre Jesu verkünden, hier erklärt er aber selbst, daß er nur seine Meinung sage. Zwar behauptet er zugleich, daß er seines Erachtens auch den Geist Gottes habe, bey seinem eigenen Geständnisse aber, daß er blos seine Meinung vortrage, kann es nicht anders verstanden werden, als er sey durch den Geist Gottes so erleuchtet, daß er wohl meine, für die gegenwärtigen Umstände gut zu rathen. Indessen wissen wir ja auch von Petrus, nachdem er bereits den Geist Gottes empfangen hatte, daß er doch noch durch eine Erscheinung gedrungen werden mußte, dem Heiden Cornelius die Lehre Jesu zu verkünden, und nachher wieder nicht gerade nach der Wahrheit des Evangeliums wandelte, und die Heiden zu Antiochia zwang, auf jüdische Weise zu leben: Warum zwingest du die Heiden, auf jüdische Weise zu leben? Gal. II. 14. Könnte dem Paulus in Ansehung der Ehelosigkeit nicht etwas Aehnliches begegnet seyn, die er nach den Begriffen der jüdischen Sekte, zu der er ehemals gehörte (er war ein Pharisäer) zwar nicht geboth, aber doch etwas eifriger empfahl? Aufs wenigste

hätte auch Petrus den Antiochiern, wie Paulus den Korinthern, sagen können: Ich habe meines Erachtens auch den Geist Gottes, ohne daß wir uns an dessen Zwang, nach jüdischer Weise zu leben, zu halten hätten.

Was verstehet denn Paulus unter dem Dienste des Herrn? Immerwährendes Mundgebeth, müssiges Hinsitzen im Tempel, Opfer? — Wir können von Paulus nicht glauben, daß er etwas anderes, als Rechtthun, für den ächten Dienst Gottes erklärte, da er in andern Stellen seiner Briefe so nachdrücklich für dasselbe als Grundlehre des Christenthums eiferte. Verstand er vielleicht die Liebesdienste, die dergleichen Jungfrauen (denn von diesen ist vorzüglich die Rede), als Diakonissinnen, der christlichen Gemeinde nur als Jungfrauen oder Wittwen erweisen konnten? — Sind häusliche Geschäffte, für den Mann leben, überhaupt die Erfüllung der Standespflichten nicht erster Gottesdienst? — Ganz gewiß! Deßwegen ist es um so einleuchtender, daß die ganze Lehre des 7. Kapitels blos auf die damaligen harten Zeitumstände berechnet gewesen sey, indem es ganz unglaublich ist, daß sich Paulus in den er-

sten Grundsätzen des Christenthums, das er so rein vortrug, widersprechen sollte.

Bey dieser unbedingten Anpreisung der Ehelosigkeit, als eines vollkommenern Standes, geschah es also wirklich, daß man auf Etwas einen Wehrt legte, das keinen hatte. Dadurch wurden manche Christen irregeführt, daß sie denselben mit Enthusiasmus ergriffen. Bald fühlten sie sich aber schändlich betrogen. Der mächtige Geschlechtstrieb erwachte mit aller Stärke, setzte sie dem täglichen Kampfe aus, dem sie nur zu oft unterlagen, und statt bessere — schlechtere Menschen wurden. Ferner versäumten viele durch diese schwärmerische Vorstellungen ihre gehörige Versorgung. Sie verzehrten nach und nach ihr Vermögen, oder kamen sonst in unglückliche Umstände, in denen sie, verlassen von Jedermann, ein elendes, qualvolles Leben führen, und zuletzt so enden mußten, anstatt daß sie durch eine ordentliche Verheyrathung vor allen diesen mißlichen Folgen bewahrt worden wären. Endlich geschieht es bey dieser übertriebenen Achtung des ehelosen Standes nur zu oft, daß die Verehrer desselben schon dadurch bey Gott sich für

geborgen halten, und wenig Ernst auf ihre eigene Veredelung wenden, so wie es bey allen Christen geht, die auf eine gewisse äusserliche Frömmeley einen zu hohen Wehrt setzen. Meistens wird man bey dergleichen Cölibatären einen ungewöhnlichen Stolz, Unverträglichkeit, Härte und Hartnäckigkeit beobachten, und im Grunde ist es die nämliche Ursache, wie bey allen Hagenstolzen, warum sie das ehelose Leben wählen: Ungebundenheit und Abscheu vor bestimmten Pflichten und Arbeiten.

Bey den Verehelichten bringt diese übertriebene Anpreisung des ehelosen Standes Unzufriedenheit und Abscheu gegen den ihrigen hervor. Ich habe bey meiner vieljährigen Amtsführung den Fall ausserordentlich oft erlebt, besonders bey Ehefrauen, die es sehr bereuten, nicht ehelos geblieben zu seyn, weil sie da Gott besser hätten dienen können. Daraus entstund nichts als Mißmuth, Vernachlässigung ihrer Standespflichten, und folglich immerwährende Unzufriedenheit. Andere machten sich eine Gewissenssache daraus, die eheliche Pflicht zu leisten, aufs wenigste nicht so oft, als es der andere Theil vernünftigerweise

fordern konnte, indem sie es, ungeachtet ihres Standes, doch als etwas Unreines betrachteten. Was hieraus entstehe, können nur geübte Religionslehrer, nicht aber Mönche, auch nicht unsere Bischöffe und ihre Räthe wissen, die keine Erfahrungen in der Seelsorge machten und die nie in der Verbindung, besonders mit der grössern Volksklasse lebten. Der verweigerte Beyschlaf setzt die Theile gegen einander in eine Art von Wuth, mit der sie sich verfolgen, und fast immer trachten sie, sich nun anderwärts zu entschädigen. Die Ursache des immerwährenden Zwistes entdeckt sich auch nicht so leicht; denn man muß wirklich viel Vertrauen bey seinen Pfarrkindern besitzen, wenn man ihnen ein solches Geständniß ablocken kann, eben darum, weil man es als eine schändliche Sache geheim hält.

So lange nun der Cölibat der Geistlichkeit bestehet, so werden durch denselben fortwährend diese unrichtigen Vorstellungen geprediget, folglich dauern auch die daraus entspringenden moralischen Uebel fort. Denn eben dadurch, daß den Geistlichen das Heyrathen verbothen ist, sieht das Volk den ehelosen Stand als etwas besonders

Heiliges an, und es giebt unter demselben nur zu viele verstimmte Köpfe, die dadurch sich aufmuntern lassen, einen eben solchen heiligen Stand zu wählen, oder die deßwegen mit dem ehelichen mißvergnügt werden, wodurch alle die moralischen Verirrungen herbeygeführt werden, die ich eben weiter auseinander gesetzt, und woraus ich den Schluß gezogen habe, daß die Aufhebung des Cölibats der Geistlichkeit das erste Mittel sey, auch bey dem Volke dem Christenthume aufzuhelfen, welches gewiß jeder Verehrer der reinen Christuslehre mit mir von Herzen wünschen wird.

Mir bleibt nun noch übrig, das zweyte Mittel, dem Christenthume bey den Katholiken aufzuhelfen, zu beleuchten.

II.

Abschaffung der lateinischen Liturgie, zweytes Mittel, der katholischen Religion aufzuhelfen.

Durch die lateinische Liturgie verstehe ich sowohl die fremde Sprache, als die damit verbundenen Ritus und Ceremonien, und von beyden behaupte ich, daß ihre Abschaffung zu den ersten Mitteln gehöre, dem Christenthume aufzuhelfen.

Jede gemeinschaftliche Zusammenkunft der Christen kann keinen andern Zweck haben, als einander wechselseitig durch Gebeth und Anhörung nützlicher Lehren zur Tugend, zur Erfüllung unserer Pflichten, zu ermuntern, und wenn dieser Zweck erreicht werden soll, so müssen die Mittel oder Anstalten hierzu so beschaffen seyn, daß die dabey gegenwärtigen Christen wirklich neuen Muth erhalten, rechtschaffen zu leben. Ich frage nun im Ernste: Wie ist es möglich, daß man durch eine fremde Sprache, die Keiner der Anwesenden verstehet, dieses Ziel erreiche? Wie kann der Mensch durch ein Gebeth oder einen

Gesang erbauet werden, wenn sie in einer ausländischen Sprache geschehen? — Und ist dieß nicht der Fall bey unsern christlichen Zusammenkünften? — Bey denselben bethet und singt der Priester in lateinischer Sprache, von der unser deutsches Volk keine Sylbe verstehet. Der Priester singt und bethet also nur für sich, und die Gegenwärtigen können an seinen Gesinnungen, sie mögen auch noch so erbaulich seyn, keinen Antheil nehmen, folglich auch nicht zu ähnlichen erweckt werden: Denn wer in einer fremden Sprache redet, redet nicht für Menschen, sondern für Gott. Niemand versteht ihn, denn er trägt in einer fremden Sprache verborgene Dinge vor. I Kor. 14. 2. Und am 14 Vers: Denn wenn ich in einer fremden Sprache bethe, so bethet zwar mein Herz, aber der Sinn, den ich dabey habe, nützt dem Andern nichts. Es ist also handgreiflich, daß unser lateinischer Gottesdienst ganz zwecklos sey, das ist, man erreicht den Zweck, christliche Erbauung, dadurch nicht. Eben so ist es mit unsern Ritus und Ceremonien. Diese sollten den nämlichen Zweck haben, die Christen zur Tugend zu erwecken. Um dieses zu thun, müßten sie für sich selbst den

Christen an seine Pflichten erinnern. Daß sie nun dieses nicht bewerkstelligen können, weiß jeder aus der Beschaffenheit derselben und aus Erfahrung. Man gafft sie an, unterhält sich damit, aber das Gemüth gehet ohne tugendhafte Rührung leer aus.

Man erwäge nun ernstlich, was für einen ausserordentlichen Schaden ein solcher zweckloser Gottesdienst unter dem christlichen Volke hervorbringen müsse. Das Volk, Künstler, Handwerksleute, der Ackerbauer, auch der Geschäftsmann kann sich meistens die Woche hindurch entweder gar nicht, oder nur obenhin mit religiösen Wahrheiten beschäfftigen, es wird ihm also zur Bestärkung in seinem Christenthum wahres Bedürfniß, am Sonntage an die heiligen Forderungen der Religion kräftig erinnert und dazu erwärmt zu werden. Nun kömmt er zur Kirche, wo er von allem diesem nichts hört, noch sieht, und wo es nun seiner eigenen Willkühr überlassen wird, während der Priester sein lateinisches, unverständliches Schauspiel aufführt, am Rosenkranz oder im Gebethbuch zu bethen, und wo man ihm, um ihn ja recht zu zerstreuen und den

Geist der Andacht zu verjagen, dazu auf dem Chore aufspielt. Werden dadurch der Trägheit, der Zerstreuung und der Gleichgültigkeit nicht Thore und Thüren geöffnet? Wird der Mensch, sich so selbst überlassen, nicht immer sorgloser in der Veredelung seiner selbst? gewissenloser in der Beobachtung seiner Standespflichten? gefühlloser für Rechtschaffenheit? —

Der des Nachdenkens ungewohnte, grössere Haufen wird blos solche Stellen seines Gebethbuches wählen, die ihn weniger Aufmerksamkeit kosten, und dieß ist eine der ersten Ursachen, warum er so gern den Rosenkranz bethet: Hierbey wird seine Denkraft wenig inkommodirt. Am allerwenigsten wird er solche Stellen hervorsuchen, die für seine Lage und Umstände am meisten geeignet wären. Denn wie wenige Menschen giebt es, die sich selbst gerne die Wahrheit sagen, und gerne bey der Ueberlegung und Untersuchung ihrer leidenschaftlichen Verirrungen verweilen? — Andern ist alles lästig: sie stehen wie Stöcke da, gaffen, und überlassen sich allen Zerstreuungen, ja oft Ausgelassenheiten, blos aus dem Grunde, weil man sie bey unserm unverständlichen Gottesdienste ohne Nahrung läßt.

Man sage ja nicht, daß durch die öftere Erklärung der lateinischen Geberthe und Ceremonien der Unverständlichkeit abgeholfen werde. Nehmen wir auch an, daß dieses nicht nur oft, sondern auch zweckmäßig geschehe, so wird nichts destoweniger dadurch Nichts, so viel als Nichts, gut gemacht. Denn das Volk müßte sich immer wieder der hierüber gegebenen Erklärungen zurück erinnern, welches der arbeitenden Klasse der Menschen ungewohnt und sehr beschwerlich fällt, folglich bleibt sie unthätig, und der Gottesdienst hat für sie keinen Nutzen.

Man sage auch nicht, daß der katholische Gottesdienst häufig mit Unterricht verbunden sey, denn dieses ist nicht wahr. Wir haben weit mehrere und wichtiger gemachte Anstalten, wobey man keine Sylbe von Unterricht hört. Alle unsere tausend lateinische Messen, Hochämter, Vespern, Prozessionen u. s. w. sind für das Volk verstandlose Vorstellungen, und es wählt mit Vorliebe dieselben, und flieht den Unterricht, weil es hier am besten davon kommt, und am wenigsten aufgehalten wird.

Für die arbeitende und Geschäftsklasse sollten die öffentlichen Religionsübungen die Stunden des ernstern Nachdenkens seyn; allen eben durch diese wird die Denkkraft von Jugend auf durch ihren verstandlosen Mechanismus erstickt und unthätig erhalten, und dieses gerade bey einem Gegenstande, von dem man die deutlichsten und lebhaftesten Vorstellungen besitzen sollte. Wie unübersehbar ist das Uebel, welches dadurch bey dem christlichen Volke verursacht wird! — Möchten doch einmal unsere Hierarchen diese Sache einer reifern Ueberlegung würdigen! Möchten sie die strenge Verantwortlichkeit beherzigen, die von ihnen einst gewiß gefordert werden wird!

Wie weit anders würde die Sache werden, wenn alle unsere Gottesdienste in der Muttersprache gefeyert würden! Hier käme nichts Unverständliches vor; Jedermann könnte zum Mitbethen vom Priester aufgefordert werden; Jedermann erhielte nützliche Lehren und Ermunterungen zur Tugend; alles geschähe gemeinschaftlich und könnte gemeinschaftlich geschehen, und nur der, welcher die Menschen nicht kennt, läugnet den unbeschreiblichen Nutzen, welchen gemein-

schaftliches Gebeth und Gesang hervorbringen. Jetzt haben wir keinen gemeinschaftlichen Gottesdienst, sondern ein jeder hat seinen eigenen; ein jeder, wie der Priester, bethet und unterhält sich für sich allein, was folglich jeder — auch zu Hause für sich allein thun könnte.

Es ist dieß aber nicht der alleinige Schaden, den unser unverständlicher Gottesdienst dem Christenthume zufügt, das Volk wird dadurch an Heidenplapperey und an einen ganz falschen Gottesdienst gewöhnt, welches alle innerliche Rechtschaffenheit zu Grunde richtet. Die unvernünftigen Vertheidiger des katholischen Gottesdienstes mit seinen Ceremonien können nicht genug die Majestät desselben erheben. Die lateinische Sprache, sagen sie, flößt dem Christen Ehrfurcht gegen die hohen Geheimnisse ein, die in derselben begangen und die durch keine lebendige Sprache dürfen entheiliget werden. Das Prachtvolle der Ceremonien wirke wohlthätig auf die sinnlichen Menschen, um sich von der Größe der Majestät Gottes lebendig zu überzeugen, und die Kirchenmusik erfülle die Christen mit Andacht und ermuntere sie hierzu. — Eben diese Sprache verräth, daß diese Menschen

ganz unrichtige und verderbliche Begriffe vom Gottesdienste haben, und blinde Führer der Blinden seyen.

Die unverständliche Sprache soll Ehrfurcht gegen die hohen Geheimnisse einflößen.

Diese Ehrfurcht ist eben deßwegen höchst verwerflich, weil sie durch unverständliche Gefühle erregt wird. Bey der Religion darf gar nichts unverständlich seyn, sondern alles muß helle Einsichten gewähren, weil nur diese uns zur Tugend führen und dabey erhalten. Wo Unverständlichkeit herrscht, da ist Finsterniß des Verstandes, und wo diese sich einfindet, da hat der Willen seinen Wegweiser, seinen besten Rathgeber, und die einzige Waffe gegen die verführerische Sinnlichkeit verloren. Dieser unverständliche Gottesdienst befördert also offenbar Unwissenheit, und ist ein Polster der Trägheit der Vernunft.

In der christlichen Religion soll es keine Geheimnisse geben, und wo man von Geheimnissen spricht, da liegen Schurkenstreiche und Pfaffentrug verborgen. Was geheim und verborgen ist,

das hat keinen Wehrt für uns Menschen; denn durch Heimlichkeiten kann der Mensch weder zur Rechtschaffenheit bewegt, noch ermuntert werden, und Rechtschaffenheit ist der einzige Geist der Christusreligion. Christus starb für keine Geheimnisse, sondern um der Wahrheit willen, die er überall laut verkündete, und seinen Bothen befahl, sie überall auf den Dächern zu predigen. Weg also mit einem Gottesdienste, der mit Geheimnissen prahlt, er erstickt die Wahrheit, und setzt das Licht, welches überall leuchten soll, unter den Metzen! Und was für Geheimnisse sollen es denn bey unserm Gottesdienste seyn? Die Messe als Erinnerung an den Kreutzestod Jesu? Warum soll denn diese ein Geheimniß seyn? Das Abendmahl soll uns ja vorzüglich an den Helden erinnern, der für Wahrheit und Tugend starb, und uns zu ählichen Aufopferungen stärken. Geht dieser vortreffliche Zweck nicht gänzlich verloren, da man die Geschichte der Abendmahlsfeyer in eine unverständliche Sprache einhüllt und geheimnißvoll verbirgt? Handelt man nicht noch nach jüdischer Sitte, die das Heilige durch einen Vorhang verschließt, und es zum Eigenthum einer heuchlerischen Kaste machet? — Dem Christen ist der

Vorhang zerrissen, und er geht selbst in das Heiligthum der Wahrheit ein; Christus hat sie für das Eigenthum Aller erklärt: denn nur sie führt zur Tugend. Weg also mit pharisäischen Geheimnissen, für den Christen soll es kein Geheimniß geben, indem wahre Ehrfurcht gegen das höchste Wesen nur durch hell überzeugende Ansichten fest gegründet wird!

Prachtvolle Ceremonien wirken wohlthätig auf den sinnlichen Menschen, u. s. w.

Richtig! Gut gewählte Ceremonien wirken auf den sinnlichen Menschen; denn sie erwecken in ihm Munterkeit zur Tugend, und machen sie ihm gleichsam anschaulich. Sind nun unsere Ceremonien so gut gewählt, daß sie diese wohlthätige Folgen hervorbringen? Was soll die närrische, altmodische Kleidung unserer Priester und anderer Religionsdiener? Wie kann ich von denselben auf die Majestät Gottes schliessen, oder zum tugendhaften Wandel mich ermuntern? Was sollen das Hinundwiederwandeln am Altare, die Beugungen des Körpers, das Kreutzen, und andere komische Gestus hierzu beytragen? Wird durch die äusser-

liche Pracht und die beyspiellose Verschwendung des Goldes und Silbers in Kleidern und Gefässen nicht vielmehr die eitle Prachtliebe in den Gemüthern des Volks erweckt und Sehnsucht darnach erregt? Ist es nicht jüdisch-heidnische Vorstellung, durch äusserliche Pracht den Allheiligen ehren, und dadurch Hochachtung gegen seine Majestät dem Volk einflößen zu wollen? — Ehret ihr das höchste Wesen nicht, wie man menschliche Wesen — Fürsten und Könige ehret? — Durch das Prachtvolle, wodurch man Gott verherrlichen will, setzet man ihn wirklich in die Reihe menschlicher Wesen, und ehret ihn, wie die Heiden ihre Götzen durch ihre prachtvolle Feste geehret haben. Der allheilige Geist kann durch nichts anderes, als durch Rechtthun verehret werden, und alles andere ist ein falscher, jüdisch-heidnischer Gottesdienst. Dieß fließt aus dem Begriffe des höchsten Wesens, den uns das Christenthum selbst gegeben hat, der aber leider schon so viele Jahrhunderte verkannt worden ist. Gott ist ein Geist, sprach Christus, die ihn anbethen, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbethen. Nur tugendhafte Handlungen sind Werke des Geistes und der Wahrheit, welche, wenn der

Mensch sie befolgt, wahre Menschenwürde ertheilt und beseliget. Alle Ceremonien und äusserliche Beobachtungen müssen also allein auf diesen Geist hinwirken, und ihn wecken. Die Ceremonien dürfen auch nicht zu zahlreich seyn; denn sonst hängt sich der sinnliche Mensch zuletzt ganz an diese, und hält sie für die Hauptsache, für seinen Gottesdienst, wie es bey uns leider wirklich der Fall ist. Alle unsere öffentliche Religionsübungen sind eine Kette von Ceremonien, weßwegen es auch einen angehenden Geistlichen ziemlich viel Mühe kostet, sich die Kenntniß derselben eigen zu machen. Die Folge hiervon war unausbleiblich. Das Volk hieng sich mit einem solchen Enthusiasmus an dieselben, daß es sich bey gegenwärtiger Zeit, wo man einige derselben abschaffte, fast zu Empörungen verleiten ließ. Ein offenbarer Beweis, wie wahr es sey, daß durch unsere lateinische, mit zwecklosen Ceremonien überladene Liturgie die sonst so wohlthätigen öffentlichen Gottesverehrungen unnütz, ja ganz verderblich geworden sind!

Oder soll etwa dieser äusserliche Prunk den Religionslehrer in den Augen des Volks wichtiger machen? Ich weiß, daß man so etwas zur Ver-

theidigung desselben anwandte. Allein wie höchst gefährlich sind die Folgen hievon! — Einmal wird der Religionslehrer selbst verleitet, auf wehrtlose Dinge einen Wehrt zu legen, und sich Etwas darauf einzubilden; er vernachlässiget bey sich die Hauptsache, und dem Volke wird ein blauer Dunst vor die Augen gemacht, damit es nicht recht sehe. Der Religionsdiener soll sich durch nichts auszeichnen, und kein anderes Ansehen haben, als welches ihm eigene Weisheit und Tugend verschafft, und so wird die Religion, die er verkündet, in ihm selbst vor dem Volke personifizirt.

Eben so verhält es sich mit unserer figurirten Kirchenmusik. Sie mag wohl die Menschen bewegen, eifriger in der Kirche und zwar in derjenigen Kirche zu erscheinen, wo die schönste zu hören ist, wie es wirklich in den Städten allgemeine Sitte ist; aber hiermit wird der Zweck der gemeinschaftlichen Gottesverehrung nicht erreicht. Denn man ist entweder nur um der Musik willen gegenwärtig, oder man ist nur um ihretwillen gern da, und eben deßwegen wird man durch nichts leichter, als durch die angenehmen oder lustigen Melodien zerstreuet, daß man also mehr auf die Musik seine

Aufmerksamkeit richtet, als auf das, was zur Gottseligkeit ermuntern könnte. Die Musik selbst mag wohl eine fromme Stimmung des Gemüthes erwecken, aber es ist blos ein dunkles Gefühl, welches durch keine lichte Vorstellung des Verstandes unterstützet wird, folglich wieder verfliegt, wie es entstanden ist. Die Rechtfertigung derselben, weil sie auch bey den Feyerlichkeiten der Fürsten zur Verherrlichung eines festlichen Tages angewandt wird, ist bey dem Gottesdienste von keinem Wehrt, indem beyder Zwecke ganz verschieden sind. Bey dergleichen Festen will der Fürst das Andenken an eine Begebenheit, z. B. der Huldigung, des Geburtstags u. s. w. erwecken, und deßwegen das Volk belustigen, wozu sich die Musik gewiß am besten schickt. Bey religiösen Festen aber bleibt der Zweck unabänderlich, die Menschen nur zum rechtschaffenen Wandel zu ermuntern, und die Hochachtung gegen Tugend in ihnen zu verstärken, wozu also die Figuralmusik kein Mittel seyn kann. Wohl wird der gemeinschaftliche Gesang ein solches, so bald man vermittelst desselben seine religiöse Gesinnungen selbst ausdrückt, indem dieser ein wahres Vehikel des Herzens ist, das die geistige Wärme desselben für

Tugend erhöhet, und zum höchsten Grade christlicher Standhaftigkeit erhebt. Man bedenke nur, wie sehr gut verfaßte und gemeinschaftlich gesungene Kriegslieder den Muth der Soldaten entflammen, und man wird sich von einer ähnlichen Kraft geistlicher Lieder für Tugend und Frömmigkeit überzeugen können.

Ich fordere blos unpartheyische Ueberlegung der hier vorgetragenen Grundsätze, und ich zweifle nicht, daß man mit mir einverstanden seyn werde, unsere gegenwärtige Anstalt des Gottesdienstes tauge nichts zur Erbauung, ja vielmehr verbreite sie die schädlichste Art der Gottesverehrung; und wenn man dem reinen Christenthum redlich und aufrichtig aufhelfen wolle, so müsse es das erste Geschäfft seyn, die bisherigen zweckwidrigen Anstalten abzuschaffen.

Man berufe sich ja nie auf die Herrlichkeit des Salomonischen Tempels, auf die Kleiderpracht des Hohenpriesters, und anderer Priester und Leviten, oder auf die prunkvollen Feste und Opfer zu Jerusalem! Die Religion der Israeliten war eine Religion roher, sinnlicher Kinder, denen man im=

mer Spielzeug hinwerfen mußte, um sie nur einigermassen in Ordnung zu erhalten. Ihr Gott war also ein großer, streng regierender Weltmonarch, dem man, wie andern großen Herren, beständig Aufwartung machen, und mit Angst und Furcht vor ihm erscheinen mußte. Ihr Gott war ein eifernder Gott, der die ihm angethanenen Beleidigungen bis ins vierte Glied rächte, der nur durch vieles Bitten, Flehen, Jammern, Fasten und Kasteyen zur Barmherzigkeit bewegt wurde, und Blut fliessen sehen mußte, um sich mit den Menschen auszusöhnen.

Christus lehrte uns eine ganz andere, reinere Religion: Gott ist unser Vater, und wir sind seine Kinder. Als Allheiliger verabscheuet er zwar die Missethaten derselben, aber er nimmt sie wieder mit größter Freude auf, wenn sie zurückkehren und gut werden. Er kann folglich nur durch Sinnesänderung und Rechtthun geehrt werden, wozu weder Opfer, noch sonst eine äusserliche Uebung taugt. Dieses Eine: Sinnesänderung und Rechtthun muß also allein durch unsern Gottesdienst befördert werden.

Das Wort Gottesdienst kömmt noch aus dem Judenthume her, und ist eigentlich mit dem Chri-

stenthume unvereinbar. Nach den bessern Einsichten, die uns Christus ertheilt hat, kann der Mensch dem höchsten Wesen, dem allheiligen Vater, keinen Dienst erweisen. Gott, der die Welt und Alles, was darinnen ist, erschaffen hat, und ein Herr des Himmels und der Erde ist, wohnet nicht in Tempeln, die von Menschen erbaut worden sind. Er wird nicht von Menschen verpflegt, als der etwas bedürfte, indem er selbst Allen Leben und Odem und alles giebt. Act. 17, 24. Wollen wir ihn folglich durch körperliche Dienste und äusserliche Werke ehren, so werden wir den Götzendienern gleich. — Auch Gottesverehrung ist sogar nicht der reinste Ausdruck, womit wir unsere äusserliche Religionsanstalten bezeichnen sollten; denn wir Menschen sind im reinsten Verstande des Evangeliums gar nicht im Stande, dem höchsten Wesen eine Ehre zu erweisen; indessen ist dieses Wort doch in der Hinsicht passend, da wir durch einen gottseligen Wandel seinen heiligsten Willen ehren, oder in Ehren haben; denn dieß will der Allheilige allein, daß wir heilig seyen (nach Heiligkeit trachten), wie er heilig ist. 1 Petr. 1, 16. Das schicklichste Wort, womit wir unsere gemeinschaftliche religiöse Uebungen benennen sollten, wäre Erbauungs-

Stunden; denn dieß sind sie, und das sollten sie allein seyn. Ich weiß wohl, daß an dem Worte nichts liegt, wenn nur die Sache gut ist; allein die Erfahrung lehrt, daß das Volk die Sache mit dem Worte nur zu leicht verwechselt und verderbt, und dann ist es unschicklich, etwas mit einem Worte bezeichnen, das es nicht ist und nicht seyn sollte.

Bisher hatten wir einen wahren jüdischen Gottesdienst, und wir Christen sollten nur Erbauungs-Stunden haben, in welchen wir uns durch gemeinschaftliches Gebeth oder Gesang, durch Anhörung des christlichen Unterrichts, und durch eine zweckmässige Abendmahlsfeyer zur Tugend und Rechtschaffenheit ermuntern und erbauen könnten. So lange unsere Liturgie diese Richtung nicht erhält, so kann ächtes Christenthum, folglich auch reine Sittlichkeit, frey von allen jüdischen und heidnischen Schlacken, nicht empor kommen, und ich halte also auch dafür, mit größtem Rechte behauptet zu haben, daß die Abschaffung der lateinischen Liturgie das erste Mittel hierzu sey.

Der schon oft verschreyte Rousseau hat sehr richtig bemerkt, wenn er sagte, daß ehedem, um das Evangelium nützlich zu predigen, blos Eifer erfordert wurde, und das übrige Gott gegeben habe.

Aber um die Menschen zu studiren, seyen besondere Geistesgaben nöthig, die Gott Niemanden verspro- chen habe zu geben, und die nicht immer der Antheil der Heiligen seyen. Den meisten Religionsvorste- hern mangelte gewiß der Eifer nicht, die Lehren des Evangeliums zu verkünden, wie hätten sie sonst die anders Denkenden so hitzig verfolgt? so wie es noch in unserm Jahrhunderte solche Eiferer im Ueberflusse giebt, die, wie ihre Vorfahrer, im übrigen auf Got- tes Beystand sich verlassen, den sie sich bey ihrem Eifer träumen. Allein der sich selbst überlassene Eifer schwärmt, und verderbt meistens die beste Sache.

Die Zeloten mögen es gut gemeint haben, als sie das Cölibatgeboth eingeführt, und die Liturgie in eine unverständliche Sprache und hundert Cere- monien eingehüllt haben, allein sie trafen es sehr übel. Würden sie den Menschen studirt und ganz gekannt haben, so hätte sich ihre jüdische Schwär- merey bald verloren, und weit klügere Maasregeln würden an ihre Stelle getreten seyn, um das wohl- thätige Christenthum liebenswürdig und allgemein wirksam zu erhalten. Aber da ihnen Menschen- kenntniß mangelte, die man selbst erwerben muß und die Gott nicht oben bey dem Dache hereinfliegen läßt, so wurden sie mit ihren angemaßten christlichen

Unterthanen ein Spiel des verzerrten Mönchschristenthumes. Jetzt mußte der, der menschlichen Natur unnatürlichste, Stand der Ehelosigkeit ein Stand der höhern Vollkommenheit, und der allheilige Vater der Christen im Himmel wie ein Götze geehrt werden! Jetzt wurde die Uebung der Tugend und Rechtschaffenheit mit täglichen Fallstricken des Lasters umzingelt, beleidiget, und muthlos gemacht! Jetzt mußte sie gar äusserlichen, widernatürlichen Beobachtungen, unverständlichem Lippenspiel, und eitlem Pomp weichen, und zusehen, wie sich diese an ihre Stelle erhoben!!

Wann wirst du, selige Tochter des Himmels, heilige Lehre der Wahrheit und Tugend meines Christus und meiner Vernunft, unsere Herzen erwärmen, und uns zu ganz guten Menschen umbilden? — — Dann, wenn es kein Cölibat und keine lateinische Liturgie mehr giebt!

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die ersten Mittel, dem Christenthume bey den Katholiken aufzuhelfen 1. Aufhebung des geistlichen Cölibats, und 2. Umänderung der lateinischen Liturgie in die Muttersprache

Germanien 1806

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1555
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11252277-2